

Literaturbesprechungen

Valeska Steinig: Abschied von der DDR – Autobiografisches Schreiben nach dem Ende der politischen Alternative, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag 2007, 222 S., br., 39,- €

Valeska Steinigs aufschlussreiche Untersuchung zu autobiographischen Schreibformaten nach dem Ende der DDR als politischer Alternative beschäftigt sich mit dem Phänomen, das in den 1990er Jahren literaturgeschichtlich unter dem Begriff ‚Neues Erzählen‘ subsumiert worden ist. In ihrer umfangreichen empirischen Materialstudie setzt sie sich mit so unterschiedlichen Autorinnen und Autoren wie Stefan Heym, Markus Wolf und Hermann Kant, mit Christa Wolf und Brigitte Burmeister, mit Günter de Bruyn, Günter Kunert und Heiner Müller, mit Jana Hensel, Kerstin Hensel und Claudia Rusch, mit Reinhard Jirgl, Wolfgang Hilbig und Monika Maron u.v.a. auseinander. Manfred Krug mag da als Nicht-Literat ein wenig aus der Reihe tanzen. Nicht inbegriffen sind Autobiographien und Erinnerungen von Politikern (Ausnahme: Markus Wolf, der sich mittlerweile als Schriftsteller versteht und im weitesten Sinne Hermann Kant), Wissenschaftlern und anderen Personen des öffentlichen Lebens, die sich ebenso ‚nach der Wende‘ autobiographisch zu ihrem Leben äußerten. Bei den (versuchten) autobiographischen Selbstbehauptungen handelt es sich, so Steinigs kategoriale Unterteilung, entweder um ‚Künstler‘- und ‚infantil-juvenile Identitäten‘ (1. Teil), oder um ‚krisenhafte Identitäten‘, die schließlich aber in den meisten Fällen zu einem versöhnlichen Ende gebracht werden können (2. Teil). In Abgrenzung zu traditionellen Identitätskonstruktionen, denen eine durchgehaltene und nicht rechtfertigungsbedürftige Statik innewohnt (als Beispiel hierfür wird die Autobiographie Reich-Ranickis genannt), ist Steinig an der überwiegenden Zahl der Erzählungen interessiert, die nicht beim Werden und Bleiben *einer*, in der Öffentlichkeit bereits bewährten Identität stehen bleiben, sondern diese selbst zum legitimierenden Gegenstand machen. Gemeinsam ist diesen verschiedenen Generationen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern trotz aller formal-ästhetischen Differenzen, folgt man Steinigs Fazit, dass sie auf die eine oder andere Weise ‚Abschied von der DDR‘ nehmen und dies in ihren Texten öffentlichkeitswirksam inszenieren. Der zentrale Hauptgegenstand (das Objekt) aller Selbstauseinandersetzungen ist somit die untergegangene DDR im Horizont der persönlichen Ich-Behauptung. Allen Texten ist, so Steinig, die politische Überzeugung eingeschrieben, dass dieser Untergang notwendig, richtig und alternativlos gewesen sei.

Die Form des ‚Neuen Erzählens‘ ist seit Mitte der 1990er Jahre in der autobiographischen Literatur als Reaktion auf postmoderne Programmatiken der Subjekt- und Sinnzerstörung zu beobachten und stellt den Autor bzw. die Autorin als Urheber eines Textes stärker in den Vordergrund. Dadurch kommt die gerichtete ‚Intentionalität‘ autobiographischen Schreibens, eine sozialpsychologisch zentrale Kategorie des Selbstbezugs (vgl. Mummendey 2006), die im Zeichen poststrukturalistischer Ansätze stark vernachlässigt worden ist, berechtigterweise zu unverhofft neuen Ehren. Denn hier wurde mit der Verabschiedung des Subjekts gleichzeitig ein wichtiger Aspekt autobiographischen Schreibens getilgt, der zumindest für einige Autoren autobiographischer Texte konstitutiv zu sein scheint: Das kommunikativ mitteilende Gerichtetsein auf einen impliziten Leser, im vorliegenden Fall: der ‚moralisch‘-kritischen Öff-

fentlichkeit des Westens. Das damit verbundene individuelle Einstehen für das, was man gemeinhin als ‚eigenes Leben‘ (Selbstbezug) bezeichnet, ist vor allem im Rahmen politischer Erinnerungsliteraturen ein wichtiges Element, bewegen sich diese doch nicht selten in geschichtspolitisch verminten Gebieten. Mit der autobiographischen Selbst-Behauptung erfolgt eine lebensgeschichtliche Verantwortungsübernahme (die allerdings als erkenntnistheoretische Kategorie ihre subversiven Tücken hat). Hierdurch werden weiterführende lebensphilosophische Problematiken berührt, die im Rahmen eines ‚Erzähle dich selbst‘ die autobiographische Erzählung als lebensimmanente Form des ‚Zu-sich-selbst-Kommens‘ diskutieren (vgl. Thomä 2007). Für die Autorinnen und Autoren des ‚Neuen Erzählens‘ steht fest, dass „objektive wie subjektive Begebenheiten wieder vorzufinden sind und auch wieder beschrieben werden können“ (Steinig 2007, 9), dass der autobiographische Bezug zur Objektwelt über soziale, kulturelle und historische Themen hergestellt wird. Diese erkenntnistheoretische Überzeugung leitet die weiteren Ausführungen dieser Untersuchung, führt allerdings als entsprechenden Ballast – ohne es offen auszusprechen – die alte Frage nach der ‚autobiographischen Wahrheit‘ ein, sofern damit über den Text hinausgehende Rückschlüsse gezogen werden sollen. Autobiographietheoretisch bedeutet dies ein Abrücken von der bloßen ‚Metapher des geschriebenen Lebens‘, die eine referentielle Entlastungsfunktion von der moralischen Beurteilung einer Biographie ausübt – deren prominentestes ‚Opfer‘ nicht zuletzt der wohl bekannteste Kritiker der Autobiographie, Paul de Man, durch seine kollaborative Tätigkeit in Belgien während der Zeit des Nationalsozialismus wurde (vgl. hierzu Fetz 2006, 16 f.).

Zeitgeschichtlich ergab sich bekanntlich nach 1989 ein besonderer, durch die westdeutsche Öffentlichkeit hergestellter Druck für Schriftsteller und andere öffentliche Personen der ehemaligen DDR, ihre Lebensgeschichten zu rechtfertigen und moralisch zu legitimieren, so dass ‚Neues Erzählen‘ als geeignete Form erschien. Hieraus ist die Flut autobiographischer Veröffentlichungen zu erklären, die sich, mit oder ohne Not, der eigenen Vergangenheit vor einem autobiographischen Leser glaubten stellen zu müssen. Den westdeutschen Feuilletons (und der Literaturwissenschaft!) kam es dabei, wie Steinig kritisch schreibt (vgl. Steinig 2007, 11), hauptsächlich auf die zur Schau gestellte Bußfertigkeit der jeweiligen Autoren und der Delegitimierung der DDR an, ohne dass dieser moralisierende Blick, den sie als ‚universellen politisch-moralischen Vorwurf‘ bezeichnet (Steinig 2007, 156), selbst Gegenstand ihrer Reflexion geworden wäre. Der Druck der Öffentlichkeit zeigt die hohe Anfälligkeit von Erinnerungen für politische Zwecke, wie Helmut König in seiner großen Studie zu ‚Politik und Gedächtnis‘ unlängst feststellte (vgl. König 2008, 11). Die einzelfallspezifischen Schreibverfahren und die Ästhetik, die hierfür aufgewandt worden sind, bleiben vor diesem erinnerungskulturellen Hintergrund notgedrungen unberücksichtigt, wie Steinig anmerkt. Ihre Untersuchung setzt sich daher zum Ziel, abseits aller moralisch gefärbten Aufregungen, diese unterschiedlichen Verfahren an reichhaltigem Material transparent zu machen.

Das Problem aller empirischen Auseinandersetzungen mit Autobiographien besteht darin, dass diese Gattung selbst seit langer Zeit unsicher geworden ist, dass mittlerweile so viele autobiographische Erzählformate in der Ich-, Du-, Er/Sie/Es-Form identifiziert werden können, dass man zu Recht nach der Brauchbarkeit dieser literaturwissenschaftlichen Kategorie fragt (vgl. Waldmann 2000). Die Arbeit Steinigs ist deshalb so interessant, weil sie ungeachtet dessen für eine enge Auslegung des

Autobiographischen eintritt und den Zusammenhang von Subjektivität (als Ich) und Intention autobiographischen Schreibens stark macht, was vor allem in dem Bereich krisenhafter Identitäten eine Situation der öffentlich inszenierten ‚Heilung‘ herbeiführen kann. Dennoch: Vorausgesetzt, Personen schreiben gezielt im autobiographischen Format (dessen kategoriale Grenzbereiche sich immer in Grauzonen bewegen) mit dem Anspruch, etwas über ‚Leben‘ erinnernd mitzuteilen (was in vielen Fällen sicherlich zutreffend ist, umso mehr, wenn es sich um ‚rechtfertigende‘ Lebensrückblicke ehemaliger DDR-Bürger handelt), so ist damit noch nicht entschieden und kann allein auf Textgrundlage nicht entschieden werden, in welchem Verhältnis erzählendes Subjekt (Ich) und erzähltes Objekt (Welt) zueinander stehen. Es bleiben letztlich gegenwartsorientierte, diskursiv abhängige Konstruktionen. Andererseits sind Erinnerungen, wie Steinig richtig beobachtet, ohne Subjekt-Bezug kaum denkbar, der Subjekt-Objekt-Bezug ist immer konstitutiv für autobiographisches Schreiben – ein Problem, das unter dem Stichwort ‚Topik der Referenz‘ als Fakten versus Fiktionen (vgl. Schabacher 2007) in der Autobiographietheorie diskutiert wird. So kommen denn auch die ‚grundlegenden Ausführungen‘ Steinigs nicht über den bisherigen Stand der Debatten hinaus, die Subjekt-Objekt-Relation bleibt im wahrsten Sinne des Wortes der ‚Selbst-Behauptung‘ des Schreibenden verhaftet. Dennoch sind umgekehrt die Verteidigung der autobiographischen Ich-Erzählung und die Beobachtung, dass diese Schreibform keineswegs obsolet geworden ist, eine wichtige und zutreffende Feststellung, mit der sich postmoderne Autobiographietheorie bisher kaum auseinander gesetzt hat. Damit zeigt Steinig eine Lücke in der Forschungsdebatte auf, die in der Autobiographietheorie nicht zuletzt aufgrund ihrer Ausrichtung an denjenigen autobiographischen Schriften, die Wolfgang Paulsen ‚mit künstlerischen Ansprüchen‘ ausgestattet sieht, entstanden ist und die ‚bloß unterhaltenden Schicksalsgeschichten‘ auszuschließen versucht (vgl. Paulsen 1991, VII). Eine rein ästhetische Reduzierung greift im Zeitalter der politischen Erinnerungskulturen offensichtlich zu kurz.

Die empirischen Einzelfallanalysen setzen bei Steinig die (westliche) Delegitimierungsforderung der DDR voraus – dies ist die moralische Reibungsfläche, an der politisch ‚kontaminierte‘ Autoren wie Markus Wolf oder Hermann Kant offensichtlich vorbei schreiben, andere wiederum ohne Not (wie Günter de Bruyn oder Erich Loest) ihren persönlichen Selbstlegitimierungsdruck aufbauen, um sich als oppositionelle Schriftsteller *der DDR* zu verteidigen. Ostdeutschen Autobiographen wird nun unterstellt, dass sie in erster Linie ‚als reuige Sünder‘ (vgl. Steinig, 79) westliche Moralvorstellungen bedienen sollen. Gerade in der unhinterfragten Übernahme des herrschenden Vergangenheitsdiskurses und dessen reduktionistische Applikation auf ‚gelingende‘ oder ‚scheiternde‘ autobiographische Identitätsentwürfe ostdeutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller so heterogener Herkunft scheint ein gewisses Problem zu liegen, das der so unterschiedlich ausgewählten Autorengenerationen kaum gerecht werden kann.

Es ist fraglich, ob alle hier verhandelten Autoren sich allein dem Druck der Delegitimierung unterwerfen und diesem, wie Steinig behauptet, mehr oder weniger ergeben. Ebenso fraglich ist, ob wahrgenommene Krisenerfahrungen allein der Auslöser autobiographischen Schreibens sind, handelt es sich dabei doch oftmals um obligatorische Handlungen von Personen des öffentlichen Lebens im letzten Drittel ihres Lebens, um narzisstische Selbstbespiegelungen und Positionierungen im öffentlichen Raum. Selbst wenn die DDR als Hauptgegenstand der autobiographischen Auseinan-

dersetzung im Mittelpunkt der autobiographischen Auseinandersetzungen steht – ein Aspekt, der aufgrund der zeitgeschichtlichen Ereignisse wenig verwundern mag –, so ist die hermeneutische ‚Aufdeckung‘ der Intentionen durch den Forscher ein recht schwieriges Unterfangen, mehr noch, wenn dies allein auf mitunter sperrigen Texten und archäologischen SprachsteinBRÜCHEN (wie beispielsweise im Fall Reinhard Jirgl) erfolgt.

Dennoch stellt die Untersuchung Steinigs einen interessanten Beitrag zur Erhellung unterschiedlicher Schreibstrategien dar, mit denen ostdeutsche Autoren ihre Auseinandersetzung nach dem Ende der ‚politischen Alternative‘ führen. Sie entwirft an den jeweiligen Einzelfällen ein in sich äußerst differenziertes Bild autobiographischen Schreibens ehemaliger DDR-Schriftsteller. Wesentlich hierbei ist ihre Verteidigung der Ich-Identität vor einem (imaginierten) autobiographischen Leser, was den kommunikativen und an eine Öffentlichkeit adressierten Aspekt autobiographischer Erzählungen zu Recht hervorhebt. Hiermit wird das wechselseitige Verhältnis von Autobiographie und kollektiven Erinnerungskulturen stärker fokussiert. Die Autobiographietheorie hat diesen Schwenk hin zur Analyse von Autobiographien im Horizont politischer Erinnerungskulturen mittlerweile vollzogen (vgl. Parry/Platen 2007).

LITERATUR

- Fetz, Bernhard (2006): Schreiben wie die Götter. Über Wahrheit und Lüge im Biographischen, in: Bernhard Fetz/Hannes Schweiger (Hg.): Spiegel und Maske – Konstruktionen biographischer Wahrheit, Paul Zsolnay Verlag, Wien, 7-21.
- König, Helmut (2008): Politik und Gedächtnis, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist.
- Mummendey, Hans-Dieter (2006): Psychologie des Selbst – Theorien, Methoden und Ergebnisse der Selbstkonzeptforschung, Hogrefe, Göttingen u.a.
- Parry, Christoph/Platen, Edgar (Hg.) (2007): Grenzen der Fiktionalität und der Erinnerung – Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Iudicium, München.
- Paulsen, Wolfgang (1991): Das Ich im Spiegel der Sprache – Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, Max Niemeyer Verlag, Tübingen.
- Schabacher, Gabriele (2007): Topik der Referenz – Theorie der Autobiographie, die Funktion ‚Gattung‘ und Roland Barthes‘ *Über mich selbst*, Königshausen & Neumann, Würzburg.
- Thomä, Dieter (2007): Erzähle dich selbst – Lebensgeschichte als philosophisches Problem, Frankfurt/M.
- Waldmann, Günter (2000): Autobiographisches Erzählen als literarisches Schreiben, Schneider Verlag, Hohengehren.

Carsten Heinze

Burkhart Brückner: Delirium und Wahn – Geschichte, Selbstzeugnisse und Theorien von der Antike bis 1900. I. Band: Vom Altertum bis zur Aufklärung. (Schriften zur Wissenschaftsgeschichte, Band XXII), Oktav, X, 578 Seiten, 13 Abbildungen, Leinen. II. Band: 19. Jahrhundert – Deutschland. (Schriften zur Wissenschaftsgeschichte, Band XXIV). Oktav, X, 364 Seiten, 6 Abbildungen, Leinen). Hürtgenwald: Guido Pressler Verlag 2007, beide Bände zusammen 220,- €

942 Seiten in zwei Bänden über ein Thema, das, je mehr die Rezensentin darüber las, umso spannender wurde, hat Burkhart Brückner verfasst. Da war nichts mehr mit überfliegen oder überspringen. Der Faszination, sich mit Delirium und Wahn in Geschichte und Kultur, vor allem aber in und durch Selbstzeugnisse erschlossen, zu beschäftigen, ist nicht nur der Autor, sondern auch sie erlegen.

Eine „Wahnsinnsarbeit“ also über den Wahnsinn, der von jeher auch zum Menschsein gehört. Enorme Geschichtskennntnisse und umfassendes Quellenstudium vermochte der Autor in klarem und flüssigem Stil auszudrücken. Nach diesen „Lorbeeren“ gleich zu Beginn soll nun doch etwas mehr Konkretisierung folgen. Da muss in der Beschränkung etwas gemeistert werden.

Burkhart Brückner hat Selbstzeugnisse von Menschen untersucht, die wahnsinnig wurden. Neugierig war er auf „die Möglichkeiten der Selbstreflexion wahnhafter Erfahrungen“. Was bedeutet es, wahnsinnig zu sein?

Selbstzeugnisse und Theoriegeschichte des Wahns bilden den Kern der Untersuchung und werden in einen dialektischen Zusammenhang gebracht. „Grundsätzlich kommt es dabei nicht darauf an zu fragen, ob eine bestimmte Person tatsächlich wahnsinnig war, sondern darauf, was es bedeutet, wenn sie selbst oder andere es behaupten.“ Von der Antike bis zum 19. Jahrhundert wird aus verschiedenen Blickrichtungen – medizinisch, philosophisch, kultur- und sozialhistorisch – mit insgesamt 180 autobiographischen Beispielen aus verschiedenen Ländern die sich je nach Kontext wandelnden Phänomene von Delirium, Wahn, Psychose (so die chronologische Reihenfolge) beleuchtet.

Vielleicht wird das oben genannte Faszinosum auch durch Subjektivität und Konkretheit sowie die vielschichtige Interpretation und Auswertung des Verfassers erzeugt. Die Sicht der Subjekte wurde und wird in der Wissenschaft vernachlässigt. Diese Lücke will der Autor schließen. „Selbstzeugnisse (sind) in der Regel bisher entweder unterschlagen oder bestenfalls marginal behandelt worden.“ Die „subjektorientierte Erfahrungsgeschichte“ beschreibt das Verhältnis zwischen den professionellen Sichtweisen und den Sichtweisen der davon betroffenen Personen. Das bietet Identifikationsmöglichkeit – u.a. mit verleugneten „wahnsinnigen“ Anteilen in sich selbst und in verborgenen Familiengeschichten (und -geheimnissen).

Was nun ist ein Selbstzeugnis? Definitionen verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen werden angeführt. Hier sind die psychiatrisch relevanten Selbstzeugnisse in einem interdisziplinären Kontext Forschungsgegenstand. Die Urheber der Texte und Narrationen sind die Subjekte der beschriebenen Erfahrung. „Sie stehen als Zeugen für ihr Erleben ein.“ Es sind verbale, schriftliche, nicht fikionalisierte und zumeist publizierte Quellen.

Verschiedene methodische Konzepte für den Umgang mit diesen Quellen werden diskutiert. Exemplarisch soll hier der Medizinhistoriker Ray Porter zitiert werden:

Anstatt prinzipiell zwischen den Zeilen zu lesen, verborgene Bedeutungen herauszufinden, verlorene Kindheiten zu rekonstruieren, unausgesprochene Sehnsüchte zu verbieten, möchte ich untersuchen, was verrückte Leute sagen wollten, was sie beschäftigt hat. Ihre Zeugnisse sagen viel über ihre Hoffnungen und Ängste, die Ungerechtigkeiten, die sie erlitten, und über all das, von dem ich wollte oder dachte, es ist verrückt. Ich möchte einfach und sehr wörtlich sehen, was sie zu sagen haben. Es ist kurios, wie wenig dies getan wurde; wir waren damit beschäftigt, das wegzuerklären, was sie zu sagen haben.

Geschichte, Kultur und psychische Störungen können in ihrem sich jeweils bedingenden Zusammenhang nicht anders als sich wandelnd, dynamisch sein.

So wurden die Kranken zu den „Erfindern mancher Grundbegriffe“. „Die psychischen Selbstschilderungen sind nicht nur unersetzlich, sondern ergeben auch viele verlässliche Resultate“ (Karl Jaspers). „Zudem besitzen subjektive Dokumente einen eigenständigen Status als Erkenntnis-, Bewältigungs- und Verständigungsmittel für die Selbstorganisation der Psychiatriebetroffenen“, mit denen der Autor in einem „problemorientierten hermeneutischen Verfahren“ arbeitet. Dies wird dann im folgenden ausführlich mit wohltuender Redundanz ausgeführt – mit einem „prozessualen, intersubjektiven und kontextbezogenen Gegenstandverhältnis“. In zwei Tabellen verdichtet er das Methodenschema – einmal zur Datensammlung und Stichprobenerhebung, zum anderen zur Datenauswertung und Theoriebildung.

Aus dem fulminanten Gang durch die Geschichte seien nur einige exemplarische Fallvignetten herausgegriffen. Das älteste Selbstzeugnis aus der Antike ist der Brief des westgriechischen Arztes Menekrates aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert an den makedonischen König Philipp II. In mehreren hermeneutischen Zirkeln deutet der Autor diesen Brief und die Reaktion darauf. Deutlich wird, dass ein am (nach modernem Dafürhalten) Größenwahn leidender Arzt sich in der Lage wähnt, Epilepsie, die „heilige Krankheit“ heilen zu können. Dafür ließ er sich wie ein Gott feiern. Doch Vorsicht ist geboten. Möglicherweise orientierte er sich an früheren Vorbildern – „Inszenierungen der Selbstvergötterung waren im Hellenismus durchaus bekannt.“ Die über Jahrtausende erhaltene Überlieferung zeigt, wie lange schon ein Interesse an Personen und ihren schriftlichen Zeugnissen, die in die „Nähe der Vernunftlosigkeit“ gerückt wurden, besteht. Vielen Fragen geht der Autor hier nach: Welche Auffassungen über Vernunft und Unvernunft gab es? Welche Deutungsmuster des Wahnsinns gab und gibt es in kulturen- und anthropologischen Sinne? Die Formen autobiographischen Bewusstseins, die Entwicklungen in der Medizin, Kasuistik usw. werden untersucht.

Als Beispiel aus der antiken Medizin sei die hippokratische Diagnostik erwähnt, die sich auf die Untersuchungen der Körperausscheidungen und die Beobachtungen des Zusammenhangs zwischen Klima, Krankheit und Körpermerkmalen stützte. Das naturhafte Grundgeschehen galt als gottgegeben. „Geheilt wurde mit moderaten somatischen und psychotherapeutischen Methoden: Diäten, Abführmitteln, Aderlaß, Massagen und Gesprächen, gelegentlich auch mit invasiven Behandlungen.“

Das Phänomen des Wahnsinns wird auch in der klassischen tragischen Bühnenliteratur (Beispiel: Aischylos' „Orestie“) aufgezeigt – quasi ein phänomenologischer Existenzbeweis. „Die kulturen- und anthropologische Deutungslinie weist auf den Wahnsinn als metaphysisches Potential des Menschen.“ In der griechischen Kultur weist der

Autor die Triade von psychischer Entgrenzung, sozialer Abweichung und religiöser Einbindung nach. Verstörung wie deren Heilung konnten gottgesandt sein. Die „mania“ war ein Zustand schwerer Erregung; Fieber, Erbrechen, Schreie, Sprachstörungen und trüber Blick galten als Anzeichen.

Seit Platon kennen wir den Leib-Seele-Dualismus, und damit auch den Zusammenhang von Physis und Metaphysis; die Seele wandert von einem Bereich zum anderen. Die Seele kann irren. Das nannte man Paraphrosyne: Daneben- oder Vorbeidenken, ein Unverstand als Grundphänomen seelischer Krankheiten. Sind die Säfte des Körpers unausgewogen, leidet die Seele auch.

Wann begann der Mensch sich selbst, und dann auch noch bezogen auf sein Kranksein in Form des Wahns zu reflektieren? Frühe Formen solcher Selbstbetrachtungen finden wir bei Aristides (117-181 n. Chr.), der die Geschichte seiner langwierigen Krankheit erzählt. Augustinus zeigte mit seinen *Confessiones* das erste umfassende Werk der autobiographischen Literaturgattung, ein Konzept zur Entstehung der neuzeitlichen Identität, der Selbstvergewisserung der Menschen als Subjekte in der Wechselwirkung mit Objekten. Die Schädigung des Wahrnehmungsvermögens kennzeichnen die Seelenstörungen, den Wahn.

Der berühmte Arzt Galen beschrieb aus eigenem Erleben wahnhaftige Episoden, die er noch als solche erkennen und deshalb Heilung suchen konnte. Er entwickelte später ein umfassendes Krankheits- und Heilungskonzept – von Brückner ausführlich dargestellt.

Die hippokratischen und alle anderen Fallgeschichten und Selbstzeugnisse sind immer im historischen und kulturellen Kontext zu sehen; über zeitlos gültige Wahrheiten und Erkenntnisse kann man nur staunen.

Springen wir in die Renaissance: „Die Mischung von Platonismus, Christentum und Kabbalistik ist typisch für die Philosophie der Renaissance.“ Tagebücher und Autobiographien wurden in allen sozialen Schichten geschrieben. Melancholie und Liebeswahn haben Konjunktur. Die „Nobilitierung der Melancholie“ schuf die Figur des hochbegabten Melancholikers. Dabei wurde Melancholie nicht direkt als Krankheit gesehen, sondern, mit der Temperamentenlehre, die ebenfalls eine Renaissance erfuhr, als eine besondere Variante des Charakters – „riskant, aber lebbar“.

„(...) das große Thema, das die Menschen dieser Zeit beschäftigte: das Verhältnis zwischen dem theologischen Weltbild, der feudalistischen Lebenswelt und der humanistischen Kultur.“ Eine Symbolfigur dieser Spannung wurde Torquato Tasso, in dem Goethe einen Seelenverwandten erblickte. Die Einheit von Person und Werk, Leiden und Kreativität werden entscheidend. Geistliche und Ärzte sollen heilen; menschliche Absicht, dämonische Anfeindungen, visionäre Eingebungen und pathologische Ursachen beeinflussen das Erleben.

Ein dunkles Kapitel in der Menschheitsgeschichte ist die Hexenverfolgung. Brückner sieht in der Dämonologie eine Ideologie, kein wahnhaftes Konstrukt. Eine tiefe gesellschaftliche Verunsicherung verbarg sich dahinter. Die Hexenverfolgung begann während eines gesamteuropäischen Individualisierungs- und Säkularisierungsprozesses. Es ging um Macht! Zusätzlich brachten die klimatischen Veränderungen der „Kleinen Eiszeit“ zwischen 1300 und 1880 Unwetter, Ernteeinbußen, Hungersnot und Pest mit sich, dazu die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Interessen der Verfolger. Das alles hatte nichts mit Wahn zu tun, höchstens muten uns die Täter wahnsinnig an.

Allein diese Entwicklungen in ihrer Mehrdimensionalität zu lesen ist hochinteressant. Weiter spannt Brückner den Bogen über Narrheit, Torheit, Melancholie und mystische Erfahrungen – immer differenziert bezüglich Wahn oder Nicht-Wahn im Wandel der Zeiten und Interpretationsparameter.

Das neuzeitliche Individuum hat sich „in seiner unverwechselbaren Unvernunft langsam als solches zu begreifen“. Der „Stolz auf die eigene Betroffenheit“ kann ein neuartiger Impuls in Richtung Heilung sein.

Die melancholische Grübelei wird literarisch kreativ und gesellschaftlich produktiv gewendet, das ist der eigentliche Hebel zur Selbstbefreiung. Die Voraussetzung für diese bibliotherapeutische Methode ist ein freimütiges Selbstbekenntnis. Die Selbsterfahrung konnte zum Ausgangspunkt der Theoriebildung werden, weil sie vom Autor realistisch und ohne Selbstmitleid mitteilbar gemacht wurde. Sie diente der Identitätsbildung und Neuorientierung. ...Durch Arbeit an sich sei (die Krankheit) zu bewältigen. Dieses Ethos umfasst einerseits die Vorstellungen über die Melancholie als treibende Kraft der Kreativität und wird andererseits in einer neuartigen Weise realistisch begründet. Es entsprach dem puritanischen Glauben an die asketische Erfüllung des irdischen Daseins in der Berufsarbeit.

Ehe der Autor sich Barock und Neuzeit zuwendet, schiebt er eine tabellarische Aufstellung der Selbstzeugnisse von der Antike bis 1599 ein – ein willkommener Überblick. Eine weitere Tabelle gibt Aufschluss über die Textsorten (wie Briefe, Tagebücher, Autobiographien ...).

Der Wandel des Wahnsinns zeigt sich seit René Descartes im vorhandenen Selbstbewusstsein. Descartes begründete die neuzeitliche Subjektivität aus sich selbst heraus, ausgestattet mit freiem Willen und der Fähigkeit zu zweifeln. Im Wahn verliert das Denken das Sich-Selbst-Bezweifeln. Der Größenwahn nimmt das Verzweifeln. Das Movens der Erkenntnis ist aber der Zweifel. Das Cartesische „Cogito“ ist ein radikales Erkenntnis-Konzept, es postuliert ein Recht auf Erkenntnis und freies Denken. In der Aufklärung gipfelt diese Bewegung im Kant'schen „Sapere aude!“ – „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“

Im Sinne dieser Entwicklung wurden Fallbeschreibungen und Gutachten immer wichtiger, auf der anderen Seite Selbstzeugnisse einer intuitiv auffassenden Subjektivität.

Der „Irrtum“ wird zum Merkmal der Geisteskrankheit. De Sauvage (1706-1776) beispielsweise unterscheidet vier solcher „Irrtümer“: Halluzinationen, gestörtes Begehren, Delirium als Entfremdung des Geistes und diesen drei Kategorien verwandte Krankheiten. Diese Versuche der Systematisierung sowie die Bezeichnungen von Krankheiten und ihren Merkmalen ändern sich natürlich auch weiterhin im Laufe der Zeit.

Das Bestreben, alles einzuordnen, fand auch seinen räumlichen Niederschlag: Die Wahnsinnigen wurden an Orte gebunden bzw. aus- und/oder begrenzt. Später wurden kriminelle und sozial deklassierte Personen mit Wahnsinnigen zusammen untergebracht. Michel Foucault hat diese Entwicklung in „Wahnsinn und Gesellschaft“ analysiert und beschrieben.

Auch den Foucault'schen Ansatz stellt Brückner ausführlich dar. Das schlägt sich auch in seiner Sprache nieder, die nun deutlich eine Foucault'sche Prägung erfährt, Identifikation en passant.

Im Barock steht das Delirium im Zentrum des Wahnsinns, wobei auch das, was mit Delirium bezeichnet wird, der historisch-kulturellen Dynamik unterworfen ist. Von Diderot hier exemplarisch eine Definition: „Das Delirium ist essentiell oder symptomatisch, idiopathisch oder sympathetisch (...) Es ist überdies melancholisch oder manisch; mit oder ohne Fieber; akut oder chronisch.“ Also vielfältige Symptome oder Syndrome gehören zum Delirium.

Das entscheidende subjektive Moment in den Theorien über die Pathogenese des Deliriums ist der Zusammenhang von Leidenschaft und Vorstellungskraft. Der Wahnsinn kann im 17. und 18. Jahrhundert durch überschwängliche Affekte ausgelöst werden. „Liebeswahnsinn“ war z.B. eine beliebte Mode-Diagnose. Die am Delirium Erkrankten litten an einer Krankheit ohne Sinn; sie lebten in einer Welt der geordneten Unordnung, nach einer geheimen Logik mit irrtümlicher Folgerichtigkeit.

Die Psychosomatik tritt auf dem Plan. „Die Korrespondenz von Leib und Seele wird nicht mehr nach dem Prinzip der Wechselwirkung modelliert, sondern als psychophysischer Parallelismus gedacht.“

Nach diesem von der Rezensentin nur sehr lückenhaft vorgestellten Gang durch die Geschichte des Wahns vom Altertum bis zur Aufklärung stellt der Autor nun zur Veranschaulichung 45 „einschlägige Selbstzeugnisse“ aus England, Frankreich und Deutschland in jeweils chronologischer Reihenfolge vor: „Wahnsinn aus eigener Sicht“.

Aus England werden acht Autoren vorgestellt, die in der englischen Fachliteratur relativ gut bekannt sind. Die Subjektivität dieser Texte lässt sich auf soziokulturelle Hintergründe zurückführen, nämlich auf den englischen Puritanismus, die gesellschaftliche Stimmung nach dem Bürgerkrieg im 17. Jahrhundert, den Parlamentarismus sowie die frühbürgerliche Kommunikationskultur und natürlich auch auf die Veränderungen in der medizinischen Theorie und Praxis im 18. Jahrhundert.

In John Bunyans (1628-1688) Werk geht es wie in vielen anderen auch um das Erlebnis der religiösen Erweckung. Der innere Kampf darum führte ihn in eine tiefe Krise und auch für zwölf Jahre ins Gefängnis. Er litt unter schrecklichen Träumen und Visionen. Wie er hofften die Gläubigen, entsprechend der calvinistischen Prädestinationslehre, durch Arbeit und Erfolg ihr Auserwähltsein beweisen zu können. Gleichzeitig lastete die Angst vor Versagen, Misserfolg und dem Verlust der göttlichen Gnade auf ihnen. Dieser Konflikt konnte unerträgliche Ausmaße annehmen und krank, auch „wahnsinnig“ machen. Der „Möglichkeitsraum“ zur Artikulation von Wahnsinns- und Behandlungserfahrungen brachte autobiographische Texte und strukturelle Protestliteratur hervor.

In Frankreich sehen entsprechend der kulturellen, religiösen und politischen Entwicklungen Krankheitsbegriff, Zeugnisse und Selbstzeugnisse anders aus. Der Wahnsinn kann hier infolge der unterdrückten Demokratisierung nur in sehr reduzierter Weise von den Betroffenen selbst artikuliert werden. Feudalistische Repressionen und Kriminalisierung der Irren überlagern das Motiv des Wahnsinns. Es fehlen moraldidaktische Erlösungsberichte und publizierte Protestschriften. Die Entfremdung des Geistes steht im Mittelpunkt der Wahngeschichte. Ausführlich im Spiegel seiner

Werke und im biographischen Zusammenhang dargestellt wird Jean-Jacques Rousseau (1712-1778).

Zum ersten kann man ihn als einen Entfremdungstheoretiker ansehen, der alles daran setzte, die gesellschaftlichen Defizite zu begreifen und zu überwinden. Zum zweiten beginnt mit seinen (...) Bekenntnissen die moderne Form der Autobiographie. Und zum dritten gibt es Gründe anzunehmen, dass er mit Anbruch seines sechsten Lebensjahrzehnts wahnsinnig wurde.

In der deutschsprachigen Literatur wird bezüglich der Wahnthematik die sozialgeschichtliche Bedeutung der feudalistischen Ordnungspolitik und das Aufkommen der Tollhäuser beschrieben. U.a. wird auf Emanuel Swedenborg und Kants Erkenntnistheorie und Psychopathologie eingegangen. (Kants Philosophie und sein Konzept des Wahnsinns werden von Brückner hervorragend zusammengefasst.) Autobiographische Krankheits schilderungen zweier Männer zeigen, wie Subjekte psychischer Grenzerfahrungen auch Subjekte der wissenschaftlichen Analyse dieser Erfahrungen sein können – dies an der Schwelle zum 19. Jahrhundert.

Die deutsche Autobiographik bekam im pietistischen Tagebuch eine besondere Ausdrucksform. Persönliche Frömmigkeit fand ihren Niederschlag im Tagebuch, das die vom Protestantismus bekämpfte Ohrenbeichte ersetzte. Die „Erweckung des Herzens“ schlug sich nicht selten in Zeugnissen religiösen Wahnsinns nieder. „Eine visionär untermauerte Glaubenserfahrung unterscheidet sich hinsichtlich ihres Wahrheitsgehaltes von einem deliranten Glaubenserlebnis nur durch die Glaubwürdigkeit des Verkünders.“

Medizin und Theologie sind als möglicher Diagnostikhintergrund nicht klar voneinander getrennt; eine Ambivalenz, die charakteristisch ist für die Melancholiker der Frühaufklärung.

Sinngebung und Bewältigung, Solidarisierung mit Gleichbetroffenen, Selbstverwertung zum wissenschaftlichen Studienobjekt – das alles motiviert den Schreiber der Autobiographie zur Vergesellschaftung des Leidens. Zugrunde liegende sozialhistorische Prozesse werden gleichzeitig aufgedeckt.

Das autobiographische Schreiben war natürlich nur gebildeten privilegierten Menschen vorbehalten. Arme Verrückte kamen mit Kriminellen und moralisch Anstößigen in Zucht-, Arbeits- oder Tollhäuser. (Die Auszüge des Autors von den Schriften der „prominenten Wahnsinnigen Lenz und Wezel sind sehr zu empfehlen.)

Im Verlauf der abendländischen Geschichte entwickeln sich Glaube und Wissen auseinander. „(...) dies wirkt sich in entscheidender Weise auf das (Selbst-) Verständnis des denkenden Subjekts aus“. Die Trias von Wahnsinn, Glaube und Vernunft wird neu akzentuiert. Der subjektive Standpunkt wurde nicht mehr als wissenschaftsfähig angesehen – ein Ergebnis der Kopernikanischen Wende. (In der heutigen Zeit glücklicherweise allmählich wieder.) Was z.B. wahnhaft ist oder nicht, d.h. Richtigvorstellungen werden „kommunikativ validiert“. Für die Behandlung des Wahnsinns bleiben bis heute endogene und exogene Faktoren getrennte Seiten. Kants erkenntnistheoretisches Konzept ist für den psychiatrischen Endogenitätsgedanken nicht unbedeutend.

Der Autor stellt am Ende des ersten Bandes sein Konzept der Einordnung und deren Kriterien im Rahmen seiner qualitativen Forschungsmethoden zusammenfassend

dar – wohlthuend noch einmal für den Leser, der ob der Materialfülle vielleicht den Überblick verlieren könnte.

In den untersuchten Texten überwog die Hoffnung, über die eigene Selbstverständigung hinaus auch zu einer Verständigung mit anderen Personen zu kommen (...) Die Strategien der Versprachlichung und Kommunikation, der Solidarisierung mit Gleichbetroffenen, der Selbstrechtfertigung, des politischen Protests, der Selbstbeobachtung und der daraus erwachsenden Theoriebildung sind bis heute in den autobiographischen Publikationen von psychiatrie- und psychoseerfahrenen Personen wieder zu finden.

Ganz im Stil des Autors gibt es auch einen vorzüglichen Anhang: Übersichtstafel der Selbstzeugnisse, umfassende Bibliographie, Personenregister und Bildanhang, z.B. mit Dürers „Melancholie“, ein Portrait von J.J. Rousseau, der Ansicht eines Zucht- und Arbeitshauses von 1750 u.v.a.m.

In der gleichen Dichte wird nun im zweiten Band die Thematik von Delirium und Wahn im 19. Jahrhundert dargestellt. Ich beschränke mich auf Schlagworte und einige Kapitelüberschriften, um die Leser zu der spannenden Lektüre zu verlocken: Romantische Anthropologie und „animalischer Magnetismus“, Neuropsychiatrie, Degenrationstheorie und soziale Ungleichheit, die Paranoiafrage, Methodik der subjektorientierten Erfahrungsgeschichte, Strindbergs Inferno, Percevals Narrative ...

Diese Arbeit von Burkhard Brückner ist ein Gewinn für die Biographieforschung, für Mediziner, Psychologen, Historiker – und für alle, die am Menschsein in seiner faszinierenden Vielschichtigkeit im Wandel der Zeiten interessiert sind.

Renate Franke